

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin

Herausgeber: Verein Saiten

Band: 26 (2019)

Heft: 286

Rubrik: Positionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Saiten



Ab die Post.

Ostschweizer Kulturmagazin Nr. 285, Januar 2019

Von A nach B

Saiten Nr. 285, Januar 2019

Letzi Stauber: Erinnerungen an den

Alpenkrieg. (S.38-40)

Heimspiel 2018: 5 von 75 – ein Blick auf

ausgemalte Werke. (S.46-49)

Couleur suisse: Die Walliser Rapparin

KT Gorique in St.Gallen. (S.50)

Die Kulturdebatte

Der St.Galler Stadtrat hat Ende Dezember dem Palace und dem Sitterwerk Beitragserhöhungen von 10'000 beziehungsweise 15'000 Franken verweigert. Seither brummt die Kulturdebatte, u.a. mit einer Petition und einer dringlichen Interpellation, alles nachzulesen auf saiten.ch. Hier drei Reaktionen.

Die SVP hat konkrete Beispiele für Sparmöglichkeiten mit Sinn (!) in der Budgetdebatte illustriert. Ich weiss das, weil ich das Votum dazu gehalten habe. Liebe Saiten-Redaktion, es tut nicht weh, wenn man der SVP einmal etwas Faires tut und in Artikeln richtig wiedergibt.
Christian Neff, Stadtparlamentarier SVP, St.Gallen

Stimmt so schon nicht ganz: Die Fraktion der SVP hat vom Stadtrat lediglich «Managemententscheide» gefordert, welche es «einfach» erlauben würden, die beschlossene Steuerfusssenkung wieder einzusparen. «Konkrete Beispiele für

Sparmöglichkeiten mit Sinn» zu illustrieren mag gut und recht sein, letzten Endes habt ihr davon allerdings nichts konkret in die Budgetdebatte 2019 eingebracht.

Christian Huber, Stadtparlamentarier Junge Grüne, St.Gallen

Der Stadtrat hat freie Hand und 365 Tage Zeit, den Sparauftrag so gut als möglich zu erfüllen. Sprich: keine Interessengruppe der Stadt wird stigmatisiert. Und hier ziehe ich wieder den Bogen zur Kürzung im Kulturbereich: Ich hätte das so nie getan. Das ist Trötzeln in Reinkultur.
Christian Neff

Wir können nicht nachvollziehen, warum als erste Massnahme, ohne aufzuzeigen, wo die restlichen Franken eingespart werden sollen, ausgerechnet bei der Kultur, ausgerechnet bei diesen beiden Schwerpunkten, die die Stadt seit Jahren prägen, gespart wird.
Aus der Online-Petition gegen die Nichterhöhung der Kredite

Viel geklickt

Jetzt erst recht!, dachten sich Mitte Januar die Schülerinnen und Schüler aus der Ostschweiz, die sich um das Klima und die Bewohnbarkeit des Planeten sorgen. Am 18. Januar sind sie zum dritten Mal während einer oder zwei Lektionen auf die Strasse gegangen und haben gestreikt, obwohl die Regierung angekündigt hatte, dass ein weiteres Fehlen im Unterricht mit einer unentschuldigten Absenz abgestraft würde. Da und dort wurde der Vorwurf laut, dass die Schüler, die ja ohnehin noch nie in ihrem Leben etwas geleistet hätten, nur schwänzen wollen. Den Gegenbeweis wollen sie etwa in Basel antreten. Dort hat eine Delegation ihrem Erziehungsdirektor Conradin Cramer in einem Gespräch vorgeschlagen, die verpassten Stunden mit Sozialdiensten zu kompensieren, beispielsweise mit dem Putzen des Rheinufers. Cramer will die Vorschläge zumindest prüfen. Von direkter Dialogbereitschaft ist in St.Gallen bisher wenig zu spüren. Bis Redaktionsschluss kursierte ein offener Brief an die St.Galler Bundesparlamentarier und die Kantonsregierung. Ob es zu Gesprächen kommen soll, wird erst nach der Einreichung des Briefs entschieden. Der nächste Klimaprotest findet ausserhalb der Unterrichtszeit statt, am 2. Februar um 15 Uhr auf dem Gallusplatz. Mehr zum Thema: saiten.ch/jetzt-erst-recht/ und saiten.ch/klimastreik-jetzt-mischen-sich-die-alten-ein/.

Dass der Stadtrat ausgerechnet bei der Kultur den Sparhebel zur Finanzierung der Steuersenkung ansetzt, hat in breiten Kreisen Kopfschütteln verursacht. Im Dezember hatte das Stadtparlament die Erhöhung der Beiträge ans Palace (10'000 Franken) und ans Sitterwerk (15'000 Franken) beschlossen, eine Woche später putzte sie der Stadtrat weg. Der Dachverband visarte.ost lancierte dagegen eine Petition und lud zum Gespräch. Fazit: Mit der Nichterhöhung der Kulturbeträge geht zwar keine Welt unter, aber mit den eingesparten 25'000 Franken lässt sich auch kein 600-Millionen-Franken-Haushalt sanieren. Ist die Sparübung also reine Symbolpolitik? Nicht symbolisch ist hingegen, dass die betroffenen Institutionen auch weiterhin eng kalkulieren müssen, um ihre Löhne vollständig ausbezahlen zu können. Mehr dazu unter: saiten.ch/kulturgeld-jeder-franken-zaeht/ und hier nebenan.

Die europäische Debatte über koloniale Raubkunst hat die Ostschweiz erreicht. Stein des Anstoßes sind zwei Benin-Bronzen aus dem heutigen Nigeria in der Dauerausstellung des Historischen und Völkerkunde-Museums St.Gallen. Stadtparlamentarier Gallus Hufenus will unter anderem vom Stadtrat wissen, wie er sich zu einer möglichen Rückführung der Kulturgüter stellt, die vor über 100 Jahren von den Briten gestohlen wurden. Das Museum zeigt sich bereit zu Gesprächen. Der ausführliche Bericht unter: saiten.ch/britische-kriegsbeute-in-st-gallen/.

Sie ärgern sich? Sie freuen sich? Kommentieren Sie unser Magazin und unsere Texte auf saiten.ch oder schreiben Sie uns einen Leserbrief an redaktion@saiten.ch.



REDEPLATZ

«Man sollte alle Politiker in die Umlaufbahn schiessen.»

Weltraumexperte Men J. Schmidt zum Blutmond-Hype, zur Mondlandung vor 50 Jahren und zur Raumfahrt als Weltfriedensprojekt.

INTERVIEW UND BILD: ROMAN HERTLER

Saiten: Haben Sie sich den Blutmond heute Morgen angeschaut?

Men J. Schmidt: Ach, der «Blutmond», das ist so ein Modebegriff. Es gibt auch orange oder graue vollständige Mondfinsternisse. Aber zu Ihrer Frage: Nein, ich habe ihn nicht gesehen. In Gossau war es heute früh bedeckt.

Gerade Sie als Weltraumexperte müssten doch die Faszination verstehen, die der Erdtrabant auf die Menschen ausübt.

Der Mond musste und muss wohl auch in Zukunft für vieles herhalten. Gelehrte, Philosophinnen, Theaterautoren, Sekttierer und Verliebte auf der Parkbank beanspruchen ihn für sich. Der Mond kann Gutes und Böses symbolisieren. Die Faszination für die grösste Lampe am Nachthimmel ist verständlich, sowohl aus Sicht des Neandertalers, der aus seiner Höhle schaut, als auch aus Perspektive des Astrophysikers, der durch sein Teleskop die Mondkrater zählt.

Wie haben Sie vor 50 Jahren die Mondlandung erlebt?

Ich war damals am 20. Juli 1969 elfeinhalb Jahre alt. In Sent im Engadin, wo ich aufgewachsen bin, gab es nur zwei Fernseher, beide standen in Restaurants. Ich habe die Mondlandung am Radio mitverfolgt. Um 9 Uhr abends war die Landung. Danach ging ich ins Bett und die Eltern weckten mich gegen 3 Uhr wieder, damit ich die Übertragung des Moments nicht verpasste, in dem die ersten Menschen den Mond betrat. Die Raumfahrt hat mich schon seit frühester Kindheit fasziniert.

Hat Sie die Mondlandung geprägt?

Das tut sie noch heute. Ich gehöre zur Generation, welche die Landung live miterlebt hat. Heute lebt nur noch die Hälfte jener Menschen, die den Mond je betreten haben. Die Mondlandung ist eine Erzählung aus längst vergangenen Tagen. An Weihnachten 1968 kreiste man erstmals um den Mond. Das war schon verrückt. Aber die Landung ein halbes Jahr später war eine absolute Sensation. Den damaligen Pioniergeist und das Gefühl, das mit dem ersten Sprung weg vom Planeten und zurück ausgelöst wurde, wird es wohl nicht mehr geben. Unabhängig davon, ob wir in ein paar Jahrzehnten oder auch nur Jahren den Mars oder noch weiter entfernte Orte betreten.

Weshalb ist diese Faszination heute nicht mehr vorstellbar?

Sie müssen sich einmal vorstellen, mit welcher Technologie die Amerikaner vor 50 Jahren zum Mond hochgeflogen sind. Das war eine Waschmaschine oder ein besserer Taschenrechner. Das digitale Zeitalter, Flachbildschirme und Touchscreens waren noch in weiter Ferne. Wenn heute die Chinesen auf der dunklen Seite des Mondes landen, ist das sicherlich auch toll, aber letztlich mit einem Relaisatelliten kein wirkliches Problem mehr. Die amerikanischen und russischen Landungssonden, Surveyor, Luna und Lunochod – das war die alte Technologie vor 45 Jahren.

Die erste bemannte Mondlandung war ein Akt im Kalten Krieg. Die Amerikaner mussten sich für den ersten bemannten Ausflug ins Weltall der Sowjets von 1961 revanchieren. Heute treiben private Milliardäre die Raumfahrt voran.

Das ist so. Der Mond war halt naheliegend. Aber ein Forschungsobjekt war er damals nicht. Armstrong und Aldrin haben zwar etwas Mondstaub eingesammelt, aber Forscher waren das nicht. In der Raumfahrt brauchte man damals vor allem Menschen, die in Extremsituationen die Nerven behalten konnten. Später hat sich die NASA selber ins Abseits manövriert. Seit 2011 ist man nicht mehr bemannt ins All geflogen. Dass nun Leute mit Visionen, Weitblick und dem nötigen Kleingeld wie Elon Musk, Jeff Bezos oder Richard Branson das Ruder übernehmen, ist nur logisch. Schon der deutsch-amerikanische Raketenbaupionier Wernher von Braun hat gesagt: «Zwei Dinge muss die Raumfahrt überwinden. Die Schwerkraft und die Bürokratie. Ersteres haben wir geschafft.»

Letzteres nicht?

Bis vor kurzem musste, wer die NASA beliefern wollte, für jedes Schräubchen einen dreiseitigen Bericht mitliefern, mit wie viel Newtonmeter Kraft, in welche Richtung und mit welchem Schraubenzieher dieses anzuziehen sei. Unternehmen, die schon seit Jahrzehnten in der Raumfahrt forschen, aber solche Hindernisse umgehen, überflügeln die Alteingesessenen gezwungenermassen früher oder später.

Finden Sie das uneingeschränkt gut?

Die Raumfahrt ist nicht auf die Austragung menschlicher Konflikte ausgelegt. Der befürchtete – oder herbeigesehnte – Krieg der Sterne, also die bemannte Kriegsführung im All, hat nie stattgefunden.

Aber ein Krieg um Ressourcen könnte einsetzen.

Natürlich liessen sich außerhalb der Erde Erz- oder andere Rohstoffvorkommen erschliessen. Bis sich das lohnt, dauert es aber noch ein Weilchen. Und für den Mond gibt es einen international gültigen Vertrag, der besagt, dass niemand Besitzansprüche geltend machen darf. Hingegen hätten die Amerikaner wohl keine Freude, wenn die Chinesen dereinst auf dem Landeplatz von 1969 die Fussabdrücke von Armstrong und Aldrin verwischen würden.

Die europäische Raumfahrtbehörde ESA plant mit dem «Moon Village» die Einrichtung einer fixen Forschungsstation auf dem Mond. Die unterschiedlichsten Nationen und Unternehmen sollen, wie schon bei der ISS, daran mitarbeiten. Verstehen sich die Menschen im All besser als auf der Erde?

Das müssen sie. In den Raumsonden sind die Ressourcen derart beschränkt, die Luft- und Nahrungsreserven sind derart augenscheinlich begrenzt, dass freundschaftliche Kooperation lebensnotwendig wird. Eigentlich müsste man alle Politikerinnen und Politiker einmal in die Erdumlaufbahn schies sen, damit auch sie die Erde einmal als das sehen, was sie ist: ein riesiges Raumschiff mit einer Besatzung von bald 8 Milliarden Menschen und Ressourcen, die nicht ewig reichen.

Men Jon Schmidt, 1958, in Sent im Engadin aufgewachsen, ist gelernter Hochbauzeichner. Für die Raumfahrt interessiert er sich seit frühester Kindheit. Seit den 1980er-Jahren verfasste er parallel zu seinem Job als Bauführer etliche Beiträge für deutschsprachige Tageszeitungen, Radio und Fernsehen DRS. Seit 2001 arbeitet er bei der Fisba AG in St.Gallen, bis 2017 als Projektleiter optischer Systeme für die Raumfahrt.

Im Naturmuseum St.Gallen gibt es vom 22. Juni bis zum 11. August eine Jubiläumsausstellung zur Mondlandung, konzipiert von Men J. Schmidt in Zusammenarbeit mit dem Museum.

Noch kälter ist es in Marzano Appio



Der Februar 2017 war kalt in der Schweiz. Kälter aber war es in Marzano Appio, im rund 2000-Seelen-Dörfchen zwischen Rom und Neapel. Und wirklich kalt erschien es mir in den Tagen um die Beerdigung meines Grossvaters.

Nonno Angelo wohnte die letzten Jahre bei uns in Teufen, dann im Altersheim. Er hatte stets ein Lächeln auf dem Gesicht, scherzte mit allen auf Italienisch, auch wenn ihn die wenigsten verstanden. Ich glaube nicht, dass ihn das jemals gestört hat.

Meine Mutter, mein Onkel und ich organisieren den Leichentransport ins Heimatstädtchen meines Grossvaters. Wir fahren los. Der Leichenwagen hinter uns her, für die nächsten zehn Stunden. Das Haus in Marzano ist bereits eingerichtet, so wie es sein soll für die Totenwache: In der Mitte des Wohnzimmers ist Platz für den Sarg, dahinter eine grosse Jesusstatue am Kreuz. Rundherum stehen Stühle für die Trauernden. Die Heizung im Haus ist ausgestiegen und macht die Atmosphäre noch kälter.

Das alles ist für mich völlig neu. Ich, 26, bin in der Schweiz aufgewachsen und wurde bis zu diesem Zeitpunkt noch nie mit Todes- und Trauerritualen konfrontiert. Alles ist für mich fremd.

Am nächsten Tag kommen die ersten Trauernden, schon früh am Morgen, kondolieren, Cornetti und Caffé sind zuhau auf dem Tisch. Die Gäste erzählen Geschichten aus dem Leben, aber auch über meinen Nonno. Dass er «Pelé» genannt wurde, wie der grosse brasilianische Fussballspieler. Vielleicht weil er immer unglaublich braungebrannt war oder aber auch wegen des gleichen charismatischen Lächelns.

Der Sarg wird abgeholt und in den Leichenwagen gelegt. Er fährt voraus, die Trauergemeinde bewegt sich auf dem Weg zur Kirche hinterher. Die nächsten Verwandten gehen direkt hinter dem Leichenwagen, beim Auspuff. Noch nie habe ich etwas so schwer empfunden. Es war ein bedrückendes, heftiges Trauern.

Und leider war das nur der erste Todesfall in meiner Familie. Drei weitere sollten im nächsten Jahr folgen. Italien, ein Land, das ich bis anhin mit Leichtigkeit, Wärme, Lebenslust und Freude verbunden hatte, hat nun eine grosse Schwere bekommen. Italien ist nicht mehr der Ort, wo ich als Enkelin und Tochter verwöhnt werde. Es ist nicht mehr der Ort, wo ich mich einfach treiben lassen kann. Auch Italien ist ein Ort geworden, wo ich Verantwortung übernehmen muss, wo ich wichtige Entscheidungen fallen muss. Italien selbst ist zu einer Entscheidung geworden. Gehöre ich wirklich dorthin? Soll ich wieder mal im kalten Februar hinfahren? Was bedeutet mir Italien grundsätzlich? Für den Moment sind meine Antworten: «Ja», «Ja», «ganz vieles». Ohne das ich nicht ich bin.

Morena Barra, 1991, lebt in St.Gallen, ist Videojournalistin und Filmemacherin. Sie hat den Schweizer und italienischen Pass.

Die Stimmrechts-Kolumne wird von wechselnden Personen aus dem Umfeld der SP-Migranten St.Gallen geschrieben.

... um den Ablass



Von Zürich nach Rom. Und zurück. 361 Kilo CO₂ mit dem Flugzeug. 65 Kilo mit dem Auto. 15 Kilo mit der Bahn.

Auch Wallfahrten heizen die Erde. Denkt Herr Sutter.

Zum Glück kann man kompensieren. Mit einer Zahlung von 11 Franken an effiziente Kochtöpfe in Kenia. 20 Euro an die Verwertung von Ernteresten in Indien. Oder 55 Euro an einen lokalen Nachhaltigkeitsfonds in Königswinter.

Der Petersdom ist nicht mehr auf der Liste. Weiss Herr Sutter. Aber er steht nach all den Jahren immer noch. Als erfolgreiches Beispiel. Für nachhaltiges Bauen. Und europäisches Crowdfunding.

Bernhard Thöny, 1974, lebt in St.Gallen und ist kantonaler Angestellter. Sein Herr Sutter sorgt sich monatlich in Saiten.

Auf Messers Schneide



Vor ein paar Tagen ist die Gurke fünf geworden. Das ist keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Immerhin hatte das Kind in diesen fünf Jahren mehr Unfälle als ich in den letzten 20. Sein Palmares umfasst gequetschte Finger, einen abgebrochenen Zahn, unzählige Prellungen und Schwellungen, aber natürlich auch Myriaden von Schürf-, Platz- und Schnittwunden.

Viele dieser Unfälle habe ich miterlebt. Und ich muss sagen: Es ist das eine, auf YouTube ein verwackeltes Video anzuschauen, in dem ein Unbekannter auf Rollschuhen gegen ein Garagentor kracht. Etwas ganz anderes ist es, mitanzusehen, wie das Händchen des eigenen Kindes in der Lifttür eingeklemmt wird.

Unvergessen ist der Abend, an dem die junge Gurke im Wohnzimmer unbemerkt aufs Sims kletterte und ein Fenster öffnete, während wir, nichtsahnend, in der Küche sassen. Nur weil die Müllerin fand, es sei verdächtig ruhig, entdeckte sie die Gurke noch, ehe sie 20 Meter in die Tiefe stürzen konnte.

Die natürliche Elternreaktion auf solche Schock-Erlebnisse ist es, in Präventionsmassnahmen zu investieren. Unsere Fenster sind nun mit Kindersicherungen versehen. Und da die Müllerin seit dem Vorfall höchst ungern ein Fenster unbeaufsichtigt offen lässt, herrscht bei uns nun zwar weniger Gefahr, dafür aber dickere Luft. Alles hat seinen Preis.

Eigentlich ist es aber ziemlich gleichgültig, wie viel man in Sicherheitsmassnahmen investiert: Die Sorge, den eigenen Kindern könnte etwas zustossen, bleibt. Auch wenn man sie nicht ständig spürt, ist sie doch nie weg. Sie ist wie ein Tinnitus, den man oft gar nicht wahrnimmt, der aber immer lauter pfeift, wenn man sich auf ihn zu konzentrieren beginnt.

Klar, ich hatte auch Ängste, bevor ich Vater wurde. Zum Beispiel, dass mir irgendwelche Gören die Stereoanlage kaputt machen. Nie werde ich das Gesicht des Versicherungsvertreters vergessen, den ich – die Müllerin war schwanger – fragte, ob es möglich sei, die Lautsprecher gegen den eigenen Nachwuchs zu versichern. Mittlerweile habe ich eingesehen, dass vor den Kids nichts sicher ist – und versuche stattdessen, sie selber vor ernsthaftem Schaden zu bewahren. Dabei stehen weder der internationale Terrorismus noch die Klimaerwärmung an erster Stelle. In meiner Welt sind verkehrsreiche Kreuzungen und grosse Hunde die heissensten Gefahrenherde.

Und das ist tatsächlich schon ein kleiner Fortschritt. Als die Gurke als Baby noch in unserem Bett schlief, fürchtete ich nämlich noch, das kleine Ding im Schlaf platt zu drücken. Und ein Bekannter bekam bei der ersten Spazierfahrt mit dem Kinderwagen plötzlich Angst, das Baby könne sich bei dem Gerüttel das Genick brechen, und liess eilig Luft aus den Reifen.

Es besteht kein Zweifel: Wenn es um das Wohl der Kinder geht, bewegen wir Eltern uns auf einem schmalen Grat. Übertreiben wir es mit der Vorsicht, lacht man über uns. Geht aber etwas schief, werden wir als verantwortungslos abgestempelt. Aber was solls. Beim Thema Sicherheit schiessen schliesslich noch ganz andere Kaliber übers Ziel hinaus. So meinen manche, man müsse Mauern bauen, um die Welt zu einem sichereren Ort zu machen. Ich hingegen weiss, dass es manchmal schon reicht, eine Tischkante mit Schaumstoff abzukleben.

Marcel Müller, 1977, ist zweifacher Vater, Journalist und Exil-Flawiler in Zürich. Er schreibt über die Freuden väterlicher Existenz.



Gestalterischer Vorkurs Erwachsene

Vollzeit und Teilzeit



Kreativ sein, kann ich das?

gbssg.ch

Gewerbliches Berufs- und Weiterbildungszentrum St.Gallen

ALTE AMUSIK — GALLEN

3. Februar bis 3. März 2019
Kirche St. Mangen St. Gallen
amsg.ch

SO, 3. FEBRUAR
Huelgas Ensemble
Paul van Nevel

SO, 10. FEBRUAR
Consort for several friends
Michael Wersin

SO, 17. FEBRUAR
Collegium 1704
Václav Luks

SO, 24. FEBRUAR
Franziska Kimme
Bettina Messerschmidt
Verena Förster

SO, 3. MÄRZ
Jean-Claude Zehnder

Fünfmal Einführung, Konzert und Apéro
Eintritt frei | Kollekte

MUSIK IM CENTRUM
reformierte kirche St.Gallen centrum

Ria & Arthur Dietschweiler Stiftung

Digitisiert die Stadt!

Ostschweizer Sozialraumtagung 2019

Donnerstag, 28. März,
in der Stadt St.Gallen

www.fhsg.ch/sozialraumtagung

FHO Fachhochschule Ostschweiz



 **FHS St.Gallen**

 Hochschule
für Anwendete Wissenschaften

Bier und Chäschüechli



Auch nach dem jüngsten Wirtewechsel gibt es im «Naz», das offiziell «Zum Goldenen Leuen» heisst, Chäschüechli, Weisswürste und Huus-Bier aus Roggwil. Das «Naz» war und bleibt ein traditionelles Bierlokal. Die Tische erzählen mit ihren Spuren von unzähligen Zechereien der hier tagenden Studentenverbindung Zofingia, und das Lokal hat auch schon manch offiziellen Anlass erlebt – bis hin zur Stadtpräsidentenfeier von Thomas Scheitlin. Altes Mobiliar prägt die Atmosphäre. An der Wand maseriertes Brusttäfer und darüber – und früher auch an der Decke – Illustrationen mit Gemsen und markigen Trinksprüchen zum Genuss und zu den Freuden des Gerstensaftes. Eine Stimmung wie in einem Münchner Bierkeller.

Die ältesten Teile des Hauses «Zum Löwenkopf» wurden 1603 gebaut, seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gab es hier die Leuen-Apotheke. Später kam eine Wirtschaft dazu, die anfangs des 20. Jahrhunderts zum «Café National» wurde – der Name war von der gegenüberliegenden Nationalbank entliehen. Die Apotheke ist längst verschwunden, aber der Name «Naz», lange auch «Nazi», lebt weiter.

Die Biertradition des Lokals geht auf das Jahr 1894 zurück. Seit damals ist für das Haus der Handel mit deutschen Bieren und Weinen belegt. Drei Generationen der Familie Giger wirteten hier. 1969 wurde das Gebäude aussen saniert: Das Riegelhaus ist seither wieder als solches zu erkennen. Die damalige Wirtin liess auch den Löwen-Kopf von 1670 neu vergolden und gab dem Restaurant den alten Namen zurück: «Zum goldenen Leuen». Seither hat das Lokal zwei Namen.

1992 erwarb Malermeister Willi Kostgeld das Haus und sanierte es im Jahr 2000 erneut. In jenem Jahr übernahm Walter Tobler den Betrieb und gab ihn im vergangenen Sommer weiter. Jetzt führt Stefan Schmidhauser vom Fondubeizli die Bierlokals-Tradition fort.

**Zum Goldenen Leuen / Naz, Schmiedgasse 30
071 222 02 62, naz.sg**

Essen in der Bankschalterhalle

Schon das runde Entrée verrät mit seiner Kuppeldecke: Wir betreten das Gebäude der ehemaligen Eidgenössischen Bank. Die Verzierung symbolisiert einen Goldstückespeinden Brunnen. Die Bank, 1863 in Bern gegründet, war die Vorgängerin der 1905 gegründeten Nationalbank und eröffnete bald Filialen. In St.Gallen entstand diese im Rekordtempo, zwischen Mai 1907 und Oktober 1908. Hier waren – wie bei der Hauptpost ein paar Jahre später – die Architekten Pfleghard & Haefeli am Werk. Die Konstruktionspläne stammen vom Ingenieur Robert Maillart. Besonders gut geschützt wurden die Tresorräume im Untergeschoss. Böden und Decken sind durch ein dichtes Netz von Stahlschienen gegen Einbruch und Einsturz gesichert und von Kontrollgängen umgeben. Auf Reste des Tresors trifft, wer zu den Toiletten heruntersteigt.

Bei aller baulichen Sicherheit: Die Eidgenössische Bank musste nach dem Zweiten Weltkrieg, 1945, ihre Selbständigkeit aus wirtschaftlichen Gründen aufgeben und wurde von der Bankgesellschaft übernommen – der heutigen UBS. 1946 kaufte die Bodensee-Toggenburgbahn (die heutige Südostbahn SOB) das Gebäude. Sie richtete hier ihre Büros und ihr eigenes Auskunfts- und Reisebüro ein. Die ehemalige Bankschalterhalle teilte sie mit der Tourist-Information. Die einstige Bankschalterhalle wurde mehrfach umgestaltet, zuletzt 1990 durch den St.Galler Architekten Bruno Bossart. Er baute im hinteren Teil des ursprünglich durchgängig sechs Meter hohen Raumes eine Galerie ein, auf der jetzt Restauranttische und -stühle stehen. Charakteristische Jugendstilelemente und Maillarts Betonstützen bleiben sichtbar, ergänzt durch die neue Farbigkeit der Blumenmuster an den Wänden und den Restauranteinbauten. Die Warteschlangen bilden sich heute nicht mehr vor den Bankschaltern, sondern vor der Insel mit den vegetarischen Speisen.

Tibits, Bahnhofplatz 1a
071 272 61 11, tibits.ch



Besondere Räume in Stadtsanktgaller Cafés, Bars und Restaurants – entdeckt und fotografiert von der Heimatschutz-Sektion St.Gallen/Appenzell I.Rh. Texte und Recherche: Beat Fritsche, René Hornung. Bilder: Monika Ebner, Emanuel Sturzenegger



Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung



Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen



ArchitekturWerkstatt St.Gallen

Offener Projekttag

Architekturluft schnuppern und mehr über
das Bachelor-Studium erfahren.

Details und Anmeldung: www.fhsg.ch/projekttag

 **FHS St.Gallen**
 Hochschule
für Angewandte Wissenschaften



07.02.19 / 08.02.19 / 20.00

figurentheater-sg.ch

Homeoffice

Homeoffice: Das klingt nach Freiheit, Selbstbestimmung, nach der perfekten Work-Life-Balance. Wobei letztere Quatsch ist. Gehört denn die Arbeit nicht zum Leben? Würde «Balance» allein nicht ausreichen? Wenn alles im Gleichgewicht ist, dann doch auch Arbeit und Freizeit.

Item, ich weiss ja, wie es gemeint ist. Eigentlich wollte ich ja auch davon erzählen, dass die Arbeit im Homeoffice ein Privileg ist. Ich hatte kürzlich eine Diskussion mit einem Freund darüber. Er war der Meinung, dass man ohne den Druck einer Umgebung mit Kollegen, Vorgesetzten, Terminen und festgeschriebenen Abläufen unmöglich effizient und produktiv sein könne. Ich habe ihm Recht gegeben, dass Disziplin vonnöten sei, aber seien wir ehrlich: Das ist sie am Arbeitsplatz im Unternehmen auch. Ich habe ihm auch Recht gegeben, dass es auch von der Person und auch von der Tätigkeit an sich abhängig ist, ob sie aus der Ferne gut erledigt werden kann. Eine Herzchirurgin oder ein Flugbegleiter sind eher an den Arbeitsplatz gebunden als beispielsweise ich. Mein Büro besteht im Wesentlichen aus einem Computer, einem Internetanschluss und einem Telefon. Das habe ich alles im Smartphone vereint.

Ich habe ihm nicht Recht gegeben darin, dass man weniger produktiv und weniger effizient ist. In meinem Fall stimmt seine Behauptung nämlich nicht. Davon ist schliesslich abhängig, ob meine Rechnung Ende des Monats aufgeht oder nicht, im wahrsten Sinne: Für abgeschlossene Arbeiten stelle ich entsprechend Rechnung.

Janine Meyer, 1983



Heimarbeit

Wenn ich mich heute umhöre, scheint das Arbeiten von zu Hause aus ziemlich angesagt zu sein. Ich wundere mich darüber, weil die Heimarbeit lange verpönt war und die Frauen später auch anders arbeiten wollten. In den 1950ern, als wir aus Deutschland in die Schweiz kamen, haben vor allem Frauen von zu Hause aus gearbeitet. Damals verdienten die Männer das Geld und die Frauen führten den Haushalt. Wie ich letzten September schon schrieb, war das aber nicht schlimm, das war einfach so. Jedenfalls gab es trotzdem einige, die sich ein Zubrot verdienen mussten, etwa Frau H.

Sie war Witwe, hatte einen Sohn und eine kleine Rente. Sie hat sich mit Näharbeiten fürs Militär, etwa dem Aufnähen von Epauletten – das sind diese Schulterklappen mit Fransen –, ein bisschen etwas dazu verdient. Viel war das meines Wissens nicht, und ich glaube, manchmal musste sie sogar die Werkzeuge wie etwa die Nadeln selbst kaufen. Mein Mann hatte ein gutes Auskommen, sodass wir uns nichts dazu verdienen mussten.

Als junges Mädchen habe ich manchmal Näharbeiten für Nachbarn erledigt und mir etwas Taschengeld verdient. Dabei habe ich oft nach der Schule bis spät in die Nacht genäht. Das war kurz nach dem Krieg in Deutschland, bis auf das Rattern meiner Nähmaschine wars still im Hause.

Da stand plötzlich ein sturzbeatrunkener Mann im Zimmer, der sich in der Tür geirrt haben mussste. Er sah sich um und verschwand schwankend wieder. Während der ganzen Zeit hatte er kein Wort gesagt, ich vor lauter Schreck aber auch nicht.

Helga Meyer, 1930

Helga Meyer, 1930, und ihre Enkelin Janine Meyer, 1983, reden viel miteinander über Alltägliches, manchmal aber auch ganz gezielt über «Damals und Heute». Für Saiten führen sie monatlich einen Dialog der Generationen.